

Mit seinem Debütalbum „Homotopia“ gelingt dem kanadischen Songschreiber Sam Vance-Law ein schwules Manifest und ein musikalisches Wunderwerk. Hinter dieser Bravourleistung stecken großes musikalisches Talent, eine beeindruckende Hartnäckigkeit – und ein bisschen Hilfe von Get Well Soon.



Wie klingt Popmusik von jemandem, der ohne Popmusik groß geworden ist? Eine interessante Versuchsanordnung – und eine Frage, auf die es nun eine Antwort gibt: „Homotopia“, das erste Album des kanadischen Songschreibers Sam Vance-Law, ist von einer literarischen Qualität, einer orchestralen Grandezza und einer präzisen Beobachtungsgabe geprägt, wie man sie in dieser Kombination nur selten erlebt. Daraus resultiert eine wahre Zaubermusik, deren Quellen rätselhaft erscheinen, die das selbst aber gar nicht ist und auch nicht sein will. Der Chamber-Pop des Sam Vance-Law spricht vielmehr klar und deutlich zu uns und er tut

dies mit fein ausziseliertem Humor. Wir sollten Vance-Law zuhören, denn was er zu sagen hat, könnte eine Menge verändern. Aber dazu später mehr.

Zunächst müssen wir die Frage klären, wie es sein kann, dass im 21. Jahrhundert ein junger Mensch in der westlichen Welt nahezu ohne Popmusik aufwachsen kann. Geboren wird Samuel Vance-Law in Edmonton, Kanada. Als er vier ist, zieht die Familie ins englische Oxford, wo seine Mutter ihre Dissertation angeht. Ein längerer Aufenthalt war eigentlich nicht geplant, aber als die Vance-Laws zurück nach Edmonton gehen, ist Sam 16 Jahre alt und blickt auf eine mehrjährige Karriere in dem renommierten Choir of New College Oxford zurück.

Bereits die Mutter spielte Klavier und Bratsche und auch der kleine Sam begann mit vier Bratsche und später Geige zu lernen. Sein Musiklehrer in Oxford entdeckte seine Stimme und brachte ihn in dem Chor unter. An die 15 Alben hat er über die Jahre mit dem Choir of New College Oxford aufgenommen. Es gab Tourneen durch ganz Europa und fünf Proben die Woche. Aber auch wenn Sam Vance-Law also einem musisch geprägten Bildungsbürgerhaushalt entstammt, war Pop

durchaus präsent in dieser Kindheit. „Mein Vater mochte die Talking Heads und meine Mutter hörte Annie Lennox. Aber für mich war das die Musik meiner Eltern, während Klassik die meine war.“

Und das ist nun eben das Alleinstellungsmerkmal des Sam Vance-Law: Klassik als Rebellion, Revolte einmal andersrum – so kann es auch gehen. Einzige Ausnahme: Die Beatles. „Mit elf oder zwölf war ich riesengroßer Fan und konnte mir nicht vorstellen, dass es überhaupt irgendetwas Besseres als die Beatles geben könnte. Aber das war tatsächlich die einzige Pop-Band, die ich früher überhaupt gehört habe oder kannte.“

Ohnehin blieb Musik trotz der Jahre im Chor lange Zeit ein Hobby für Sam Vance-Law: „Ich wäre gerne Geiger geworden, aber ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, jeden Tag sechs Stunden zu üben – und das muss man einfach tun, wenn man es im klassischen Fach zu etwas bringen will.“ Also musizierte er nebenbei weiter und schrieb sich nach dem Abitur in Edmonton zunächst für englische Literatur ein.

Und hier hat es dann geknallt: „Bereits ab der Mittelstufe hatte ich immer häufiger Leute kennen gelernt, die mit ähnlichem Ernst von ihren Lieblingsbands und -Alben sprachen wie ich über die Werke der Klassik. Meine Kommilitonen in Edmonton spielten teilweise in Bands, mein Interesse wurde geweckt.“ Von nun an ging alles ziemlich schnell: Über seine neuen Freunde, einer von ihnen war der Songschreiber und Musiker Mac DeMarco, spielte er mit deren Bands zusammen und fing endgültig Feuer. Sam hat Pop also vor allem als Bühnenmusiker entdeckt. „Es gab eine Party und ich wollte dahin. Auf diesen Partys spielten die Bands meiner Freunde und irgendwann hab ich da einfach mitgemacht.“

Seine finale Pop-Epiphanie erlebt Sam Vance-Law 2009 auf dem Sasquatch-Festival in Washington: „Meine Freunde meinten: ‚Wenn du mitkommst, musst du dir vorher alle wichtigen Künstler anhören, die dort auftreten.‘“ Also schickte man ihm Playlists der Sasquatch-Acts Animal Collective, Grizzly Bear, Girl Talk, Bon Iver und TV On The Radio. „Sie alle sind dort aufgetreten“, sagt Sam, „es war ein sehr gutes Jahr.“ Bis heute ist Sam Animal-Collective-Fan.

Man muss diese Dinge wissen, um zu verstehen, warum „Homotopia“ so klingt, wie es klingt. Denn die Musik von Same Vince-Law profitiert in besonderer Weise von seiner Biografie: „Homotopia“ ist eines jener seltenen Debütalben, bei denen man nicht ohne Weiteres konkrete Inspirationsquellen benennen kann. Seine Stimme erinnert ein bisschen an Adam Green, aber natürlich hat er den Namen noch nie gehört: „Du bist schon der zweite, der das sagt, ich werde ihn googeln müssen.“

Musikalisch hat mit Sam mit Adam Green nichts gemein: Sein Chamber-Pop, wie man diese Musik am ehesten nennen würde, ist zu gleichen Teilen im klassischen Folk wie in der Klassik beheimatet. John Grant, The Magnetic Fields und Father John Misty haben auf „Homotopia“

Spuren hinterlassen, aber durch seinen kulturellen Hintergrund und die Liebe etwa auch zum Theater und zur Oper kommt Sam Vance-Law zu anderen Ergebnissen als die Genannten. Es ist eine erzählende Musik, aber sie ist auch: orchestral, gewaltig, mitreißend. Es ist eine Musik, die keine Grenzen und Schranken kennt und nur ihrer Erzählung, ihren Themen verpflichtet ist.

Entstanden ist „Homotopia“ über drei Jahre verteilt in Sam Vance-Laws heutiger Heimat Berlin. Eigentlich hatte er dort nur einen Freund besuchen wollen, dann blieb er gleich ganz. Sieben Jahre ist er inzwischen in der Stadt, und eines Abends hatte er dort eine interessante Konversation: „Irgendwie kamen wir auf das Wort ‚Homotopia‘ und fanden gleich, dass das sein wunderbarer Titel für ein Konzeptalbum über schwule und queere Themen sein könnte“, sagt Sam.

Das Leben nahm seinen Lauf und normalerweise hätte Sam die Unterhaltung vielleicht vergessen. „Aber irgendwie fiel mir das einige Monate später wieder ein und ich dachte, das klingt wirklich nach einem Album, an dem zu arbeiten sich lohnen würde.“ Einziges Problem: Es gab zwar bereits fünf Songtitel und den Titel des Albums, aber noch keinen einzigen Ton Musik. Und während diese in den nächsten drei Jahren mit der Hilfe unzähliger Musiker immer konkreter wurde, entwickelte Vance-Law auch das Konzept des Albums weiter.

Auf „Homotopia“ setzt Vance-Law nun alle Aspekte schwulen und queeren Lebens und Fühlens reflexiv in ein Verhältnis zum Hier und Jetzt. „Der grundsätzliche Gedanke war, dass sich selbst in der kurzen Zeit seit meinem Outing wahnsinnig viel geändert hat“, sagt Sam. „Nehmen wir die sogenannte Ehe für alle: Natürlich finde ich das grundsätzlich erst mal toll. Aber wenn man anfängt, es sich in solchen heteronormativen Moralvorstellungen bequem zu machen, verliert man zwangsläufig ein Stück der Kultur, die in der queeren Szene etabliert worden ist. Eine andere Art, Familie und Gemeinschaft zu denken, von der auch Heteros profitieren könnten.“ Die spießige Idealvorstellung einer glücklichen Ehe mit Kindern, Hunden und einem Häuschen am Stadtrand erfährt in dem Song „Let's Get Married“ denn auch die volle Spott-Breitseite von Sam Vance-Law, wenn er singt: „And you said yes just last night/To both the dog and the car/and I thought if you would share them with me/You might share your heart.“

Natürlich ist sich Sam der Tatsache bewusst, dass sich seine Erfahrungen aus der Position eines etablierten weißen Schwulen in einer vergleichsweise toleranten europäischen Metropole speisen. Aber darum geht es ihm auch gar nicht: „Es geht mir um die Polarität, die in der Betrachtung schwulen Lebens liegt. Mir scheint es zu wenig Platz für Zwischenwelten zu geben. Und das gilt nicht nur für die Außen-, sondern auch für die Innenbetrachtung. Die schwulen und queeren Filme, Bücher und Musik, die ich mag, kennen immer nur drei Formate: Es sind entweder Coming-of-Age-, Stolz-, oder Opfergeschichten. Wenn es mir gelingt, da ein paar Aspekte zu ergänzen, habe ich schon viel geschafft.“ Songs wie das wütende „Faggot“ oder „Isle Of Man“ reflektieren insofern nicht nur gängige gesellschaftlichen Reaktionsformate auf Homosexualität, sondern sind immer auch eine Binnenbetrachtung.

Was den Themen von „Homotopia“ ein universelles Moment verleiht, ist nun vor allem die Art, wie Sam Vance-Law sie aufbereitet: Clever, theoretisch geschult, mit einer von bitterem Sarkasmus über strahlendes Glück bis zu tiefer Traurigkeit rangierenden Gefühlspalette. In dem Song „Prettyboy“ wiederholt er zunächst in einer Art Selbsthypnose immer wieder folgende Zeilen: „All the straight boys want him/And all the pretty girls wanna look just like him/’Cause he’s fine.“ Er bricht dieses Klischee indes mit der tragischen Schlusspointe: „But all the straight boys haunt me/ And no the pretty girls don’t mean a thing to me/I’m not fine, not fine. “

Auf diese Art Gegensätze aufzuzeigen und Ressentiments zu entlarven – darin liegt die große



Meisterschaft des Sam Vance-Law. Und in seinem spitzfindigen Humor: Wenn er in „Narcissus 2.0“ singt: „I would sleep with myself if I were just a bit younger/ Yes I would sleep with myself if I were just a bit hotter“, dann ist das weit über subkulturelle Phänomene hinausragende Gesellschaftskritik und zum Schreien komisch. Und so vereint „Homotopia“ alle Aspekte des Lebens: Die Wut und die Traurigkeit, den Stolz und die Freude, die Abgründe und die lichten Höhen.

Dass es ihm überhaupt gelungen ist, diese Gedanken derart universell auf den Punkt zu bringen, zeugt von einem besonderen Durchhaltevermögen. Lange Zeit gab es keine Plattenfirma, Musiker kamen und gingen, Sam verdiente sein Geld mit Englischunterricht, Babysitting sowie als Studio- und Bühnenmusiker. Bei einem dieser Jobs – Vance-Law vertritt damals Verena Gropper an der Geige bei Get Well Soon – lernt er Konstantin Gropper kennen. Der meisterhafte Arrangeur und Produzent hört begeistert die frühen „Homotopia“-Entwürfe und sagt folgenden Satz: „Das ist eine großartige Platte, aber sie ist nicht gut genug. Lass sie uns besser machen.“

Und das haben sie dann getan. Mit Gropper als Koproduzent hat sich die Vision des Sam Vance-Law endlich erfüllt. Es ist ein Segen für uns alle.